

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 327.

Dienstag, 29. November

1932.



Vin Brautkron

Ein Roman von Elfe Sparwasser.

13. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Johannes Durlacher sah mit gramvollem Gesicht auf das junge, zerstörte Geschöpf: „Dein Elternhaus . . . Thora . . . ist eine Hochburg von alter Kultur und vornehmen Sitten. Und du warst immer ein braves, wohl-erzogenes Kind. Wie konnte dies alles nur geschehen . . . wie war das nur möglich?“

Sie betrachtete aufmerksam das Zifferblatt der Schwarzwälderuhr an der gegenüberliegenden Wand: „Glaubst du wirklich . . . Onkel Johannes . . . daß sich ein leidenschaftlicher, junger Mensch die Liebe durch Sitte und Kultur ersetzen läßt?“

„Aber warum hast du dich denn gegen diese Ehe gestäubt?“ brach der Pfarrer los: „Er war doch bereit zu allem. Ich war doch Zeuge von dem Antrag, den er vor deinen Eltern machte . . .“

Ihre Mundwinkel bogen sich in herbem Spott: „Sag er nicht dabei auf der äußeren Stuhlkante, um die tadellosen Bügelfalten seiner mausgrauen Hose zu schonen? Zog er nicht einen nagelneuen Wildlederhandschuh von der rechten Hand und ließ den prächtigen Solitär vor euren entzückten Augen blitzen? Paßte nicht das seidene Tuch in seiner Brusttasche haargenau in der Farbe . . . ich schätze auf blaßlila . . . zu seinen seidenen Socken?“

„Du sprichst, als wärst du dabei gewesen“, sagte Johannes Durlacher betroffen.

Sie machte eine unendlich wegwerfende Kopfbewegung: „Ihr seid natürlich alle prompt auf ihn hereingefallen. Ich kann mir vorstellen, daß die ganze Familie den Rest des Tages in einer leichten Besessenheit verbrachte bei der Aussicht auf einen so charmanten Familienzuwachs. Und daß meine sämtlichen Basen in ohnmächtiger Eifersucht feststellten, daß die Thora nicht schon genug für ihn wäre. Hast du eigentlich je wieder in deinem Leben so eine bestechende Fassade bei einem Menschen angetroffen . . . von seinem dunklen Lockenkopf bis zu dem märchenhaften Lackschuh herab?“

„Thora!“ jagte Johannes Durlacher gequält: „Wo willst du eigentlich hinaus?“

Sie beachtete nicht seinen Einwurf: „Du hättest ihn sehen sollen, wenn er in der alma mater zu Jena das Katheder bestieg, um sein Referat zu halten. Das ganze Seminar war hingerissen . . . der Professor inbegriffen. Und dann die ästhetischen Tees . . . wenn er

mit geschulter Stimme seine geistreichen Gedächtnisse in die dämmerigen Salons hauchte . . . ich sage dir . . . die kälteste Medizinerin vergaß, daß sie eine Stunde vorher in der Anatomie die Därme aufgedunsener Wasserleichen abgetastet hatte und schmachtete diesen Adonis an, daß einem schlecht werden konnte vor soviel Weis-
rauch . . .“

Johannes Durlacher stand auf: „Jetzt spricht aus dir die Eifersucht.“

„Du irrst!“ warf sie nachlässig hin: „Die Verachtung!“

„Aber du hast ihn doch geliebt!“ rang der Pfarrer die Hände: „Du hast doch von ihm das Kind empfangen!“

Sie kniff die kalten Augen zusammen: „Ach, Onkel Johannes! Ich kam aus der Treibhausluft von Kultur und Sitte . . . und war halb verschmachtet von eurer unfehlbaren Bürgerlichkeit! Auf einmal war ich freie Studentin. Da hab' ich in dem heißen Lebenshunger meiner neunzehn Jahre auf diese vergoldete Ruß gebissen und fand sie hohl. Du kannst dir nicht vorstellen, wie grauenhaft der Rahenjammer war!“

In diesem Augenblick sprang der Kukud aus der braunen Schwarzwälderuhr und schnarrte die zehnte Vormittagsstunde. Thora Brandstätter saß zusammengefallen in der Sofaecke und sah seiner aufgeregten Tätigkeit zu, bis er wieder in sein Versteck zurückschob.

„Du weichst mir aus!“ sagte Johannes Durlacher: „Die ganze Familie steht vor einem Rätsel. Warum hast du dich damals wie rasend gegen diese Heirat gewehrt?“

„Warum?“ Thora Brandstätter saß zusammengefallen und schwieg.

„Er war eine Partie!“ eiferte der Pfarrer: „Er hatte damals schon seinen Doktor summa cum laude. Er war ein Mann von bestrickender Eigenart, und vor einigen Monaten las ich eine Besprechung, die sein neues Epos in die Reihe der ersten, deutschen Erzähler stellt.“

„So!“ sagte Thora gelassen: „Das ist ihm also auch noch geglückt.“

Da stürzte Johannes Durlacher auf sie zu und rüttelte sie: „Du sollst jetzt endlich aus deiner Letzhargie erwachen! Warum bist du drei Tage vor der Hochzeit davongelaufen? Warum hast du das Verbrechen gegen das keimende Leben an dir geschehen lassen? Warum

Hast du deine ganze Zukunft zerstört und unauslöschliche Schande über deine hochachtbare Familie gebracht?"

"Warum!"

Auf den kahlen Wangen der Studentin brannten zwei kreisrunde, rote Flecken: „Ich hatte einen anderen Begriff von der Liebe als er . . . darum . . . Onkel Johannes.“

„Diese Phrase hast du auch auf der Anklagebank vorgebracht. Kein Mensch wußte damit etwas anzufangen!“

Die Flecken auf ihrem Gesicht wurden größer: „Dann will ich jetzt versuchen, mich dir verständlich zu machen. Als diese unglückselige, erste Liebe mich überwältigte, brach das Leben in unerhörtem Glanz über mich herein. Ich bin umher gegangen wie auf Wolken . . . und jeder Atemzug war ein demütiges Dankgebet an das Schicksal. So hab' ich geliebt. Ich war in all meiner Wildheit eine teuflische Natur, und habe den Eros als brutalen Selbstzweck immer verachtet. Er durfte nur aus glühendster Inbrunst . . . aus unendlicher Zärtlichkeit entspringen. Dann aber riß er alle Schranken in mir nieder. So stand es damals um mich, Onkel Johannes. Ich brannte in heiligen Flammen . . . und er antwortete mit seiner bestrickenden Pose. Seine Küsse brandeten wie glühende Wellen über mich hin . . . und er schielte über meine Schulter hinweg zu den andern, die alle für ihn bereit standen. Er hatte keine Ahnung von dem, was ich unter Treue verstehe. Daran bin ich zerbrochen . . . Onkel Johannes!“

Der Pfarrer stand an der Fensterbank und zapfte mit zitternden Händen die wellen Blätter von seinen Geranienstöcken. Es schneite draußen in dicken Flocken. Und hinter seinem Rücken sprach die müde, gebrochene Frauenstimme:

„Du fragst mich, warum ich drei Tage vor der Hochzeit davonlief? Weil mir schauderte vor der Verlogenheit einer solchen Ehe. Ich war so wundgeschauert von den Sklavetten sexueller Hörigkeit! Ich wollte mich befreien davon . . . wollte zu mir selber zurück und mich wiederfinden in meinem medizinischen Studium. Darum durfte das Kind nicht geboren werden. So bin ich zu der Todssünde meines Lebens gekommen.“

Da fragte Johannes Durlacher mit schwankender Stimme: „So bereust du also doch aus tiefster Seele?“

Sie wappnete sich sofort in feindseliger Abwehr: „Nicht, wie du glaubst . . . als zerknirschte Sünderin in Sad und Asche! Die Paragraphen eurer Gesetzbücher sind mir Hekuba. Und nicht das bürgerliche Brandmal der langen Haft . . . auch nicht meine zerstörte Gesundheit machen den tiefen Jammer meines Lebens aus . . . ach nein . . . damit würde man sich schließlich einmal abfinden. Aber in der kahlen Gefängniszelle . . . in schlaflosen Nächten und endlosen, durchgrübelten Einsamkeiten habe ich erkennen gelernt . . . wie elend ich mich gemacht habe damit, daß ich mir für immer die Hoffnung auf Mutterchaft zerstörte. Ich sehe deinen Augen an . . . Onkel Johannes! . . . was du jetzt sagen willst. Spare deine Worte! Verweise mich nicht an Gott! Dein Gott kann mir nicht helfen . . .“

Vom Friedhof herüber begann in diesem Augenblick die Totenglocke zu läuten. Thora Brandstätter zuckte empor und starrte mit einem Ausdruck unaussprechlichen Grauens durch das Fenster. Den verschneiten Weg an der Friedhofsmauer entlang schwankte der Sarg des Holzner Kaspar auf den Schultern der Leichenträger. Dahinter schritt . . . an der Spitze des stattlichen Trauerzuges . . . die Base der Kathrin in vollem Brautschmuck. Ihre vergoldete Krone war mit bunten Steinen verziert . . . im Schneewind flatterten die rotseidenen Bänder und der grellbunte Rock.

Johannes Durlacher schaute finster hinüber auf den seltsamen Aufzug. Sein folgсамstes Beichtkind hatte ihm Gehorsam versagt! Seine treue Gemeinde, mit der er mehr als zwanzig Jahre Schulter an Schulter Freud und Leid getragen, hatte ihm getrotzt und den Vikar vom Nachbardorf zur Leichenseier geholt! Stärker als der Glaubenseifer Johannes Durlacher hatte sich die Herrschaft von Sitte und Brauch erwiesen in Heiligenkreuz.

Durch die geschlossenen Fenster des stillen Studierzimmers drang das eintönige Beten:

„. . . Der für uns Blut geschwitzt hat . . .“

„Der für uns gegeißelt worden ist . . .“

„Der für uns mit Dornen gekrönt worden ist . . .“

Die Totenglocke wimmerte. Die Schneeflocken fielen. Hinter dem schwarzen Sarg mit den silbernen Beschlägen strahlte in befremdlichem Kontrast der grellbunte Brautstaat.

„Der für uns das schwere Kreuz getragen hat . . .“

„Der für uns gekreuzigt worden ist . . .“

Die lange, schwarze Menschenschlange ergoß sich in die Friedhofspforte. Keiner der Trauergäste sah zum Pfarrhaus hinüber. Sie stampften alle durch den Schnee mit trozig gesenkten Köpfen.

Eine nur . . . ganz am Schluß des Zuges, in ein großes schwarzes Tuch verummmt, wandte sich um, ehe sie den Friedhof betrat. Zwei große, verklärte Augen schauten aus einem verweinten Mädchen Gesicht lebend zu dem Pfarrherrn hinüber. Der aber stand regungslos hinter den Scheiben . . . straff und streng wie ein Richter im schwarzen, hochgeschlossenen Rock.

Da duckte die Kathrin scheu den Kopf und folgte den andern durch die kleine Pforte.

Johannes Durlacher trat vom Fenster zurück, stuzte und rief erschrocken:

„Thora!“

Sie lag in tiefer Ohnmacht auf der Sofaede.

Als sie nach einer Viertelstunde unter seinen Händen die Augen aufschlug, schickte er die verstörte Magd hinaus, bettete behutsam den jungen Kopf an seine Schulter und fragte leise:

„Was hat dich so erschreckt . . . Thora . . . kannst du mir's sagen?“

Sie lehnte schlaff in seinem Arm und sprach tonlos vor sich hin:

„Eure Totenglocke klingt genau wie die im Gefängnis. Ich hab' sie einmal in grauer Morgenfrühe läuten hören . . .“ Sie stockte und schauderte leise zusammen: „Damals wurde das Dienstmädchen Margret Lauterbach hingerichtet . . .“

Johannes Durlacher hielt den Atem an. Die gebrechliche Gestalt in seinem Arm schrumpfte zusammen. Ihre schleppende Stimme sprach an ihm vorüber:

„Die Margret war früher eine wohlhabende Bauernochter. Bis ein Lump ihr das uneheliche Kind anhängte und ihr Erbteil durchbrachte. Ein Kumpan von ihm hat dann später beschworen, er hätte die Margret auch gehabt . . .“

„. . . Sieben Jahre hat sie als Magd sich durchgerackert. Ihren ganzen Verdienst schluckte die Ziehmutter. Da hat sie eines Tages das Kind erwürgt und in einer Sandgrube verscharrt . . .“

Der Pfarrer wagte nicht, sich zu rühren. Bleigrau lag das Tageslicht im Raum. In die Stille hinein tickte eifertig die Schwarzwalduhr.

Thora Brandstätter schaute mit erloschenem Blick in das Schneetreiben vor dem Fenster und sagte müde:

„Siehst du die weiße Haarsträhne über meiner Stirne? Die hab ich damals in der grauen Morgenfrühe bekommen, als die Totenglocke über den Gefängnis Hof schallte . . .“

✦

Es nützte nichts, daß die vergrämte, budlige Müllerin zum ersten Mal in ihrer zwanzigjährigen, unglücklichen Ehe aufbegehrt und sich schühend vor den lang aufgeschossenen Jungen stellte. Der jähzornige Müller packte sie bei den Armen, warf sie wie ein Kleiderbündel auf die Dienbank und tobte:

Satt hatte er es! Satt bis an den Hals! Der Tagesdieb hatte sich lang genug an den Fleischtöpfen der Mühle gemästet . . . der faule Bankert . . . der unter jedem Wehffack in die Knie brach . . . Satt hatte er es! Er machte nicht mehr mit! Keine Stunde mehr! Sofort mußte er aus dem Haus . . . der Fautenzer! Auf der Stelle!

(Fortsetzung folgt.)

Autoreparatur.

Von Bruno Manuel.

Auch mit einem Motor, der tadellos läuft, kann es plötzlich Effig sein. Es ist nicht ratsam, auf ihn zu schwören. Wenn ein Motor stehen bleiben will, findet er auch einen Grund. Ich glaube nicht, daß es jemand gefügt, ihn unzustimmen.

Als wir in den Kurort bogen, trat der Motor plötzlich in den Ruhezustand. Wir waren damit nicht vollkommen einverstanden. Aber nach mehreren Versuchen, ihn anzuwerfen, mußten wir erkennen, daß er nicht wollte. Worauf wir uns bereit erklärten, zu bleiben. Mein Freund, als dessen Gast ich mich betrachtete, betrat das seine Hotel. Er ließ sich mehrere Zimmer zeigen. Er mietete auch zwei. Und sagte: „Wir werden einfach von hier aus unsere Ausflüge machen.“ Ich hatte nicht das Geringste dagegen.

Nachdem wir den Reijestaub von uns geschüttelt hatten, strebten wir den gedeckten Tischen zu. Es trat der Direktor auf und meinte: „Sie werden Ihren Aufenthalt nicht zu bereuen haben. Morgen trifft eine Verühmtheit ein. Sie kommt mit sieben Bediensteten und hat sich vierzehn Zimmer reservieren lassen.“ Weil wir auf Verühmtheit nicht sonderlich fliegen, ließen wir die sehrüchtig erwartete Frage, wer es sei, ungestellt. Es war uns vollkommen gleichgültig. Wir legten weit mehr Gewicht auf eine so schändliche Sache wie gutes Essen.

Als wir uns am nächsten Morgen vorsichtig dem Motor näherten, gab er zu erkennen, daß es auch fernerhin Effig bleiben würde. Wir kauften uns einen Mechaniker. Er ging die einzelnen Teile durch und hörchte, woran es liegen könnte. Er gelangte zu der Erkenntnis, daß ein Stauborn in die Benzinzufuhr geraten sei. Und suchte es zu entfernen. Er suchte es auf alle mögliche Weise zu entfernen. Nachdem er erschöpfend versucht hatte, war es mit dem Motor trotzdem Effig. Wir gingen mehrmals um ihn herum. Und obwohl wir ihn mit gefalteter Stirn betrachteten, blieb es dabei.

Wir kauften uns einen Mechaniker, der den Motor von einer besonderen Seite anpackte. Er versuchte an Hand von mathematischen Formeln nachzuweisen, daß der Motor im Unrecht war. Der Motor war aber im Recht. Er ging nicht. Nach diesem Mechaniker verzichteten wir auf einen weiteren. Wir wußten, daß wir ohne Motor in einer schrecklichen Lage waren und machten den schüchternen Versuch, nachzudenken, wie es mit einer Fußwanderung wäre. Wir führten unsere Betrachtung nicht zu Ende. Es kam ein staubiger Wagen mit außerordentlichem Glanz in unseren Hof gebraußt. Ihm entließen zwei Gestalten, welche verwöhnten Männern durchaus nicht unähnlich sahen. Sie zündeten sich mit einer Bewegung, die an Vornehmheit nichts fehlen ließ, je eine Zigarette an. Dazu redeten sie in einer Mundart, die nicht ganz die unsere war.

Sie blieben bei uns stehen. Sie blickten auch auf unseren Motor, mit dem es Effig war. Wir hatten nichts das geringste dagegen einzumenden. Da unser Motor den Vorteil hatte, daß er neu war, betrachteten sie ihn mit Jubel. Es darf sogar gesagt werden, daß sie über ihn redeten. Obwohl es in einer Mundart war, die wir nicht kannten, merkten wir sofort, daß sie ihn lobten. Infolgedessen waren uns die Herren sympathisch.

Da eine Teilnahme der andern wert ist, wandten wir unserem Motor den Rücken und betrachteten ihren. Wir betrachteten schließlich den gesamten Wagen, was eine Entdeckung zur Folge hatte. Wir wollen uns damit nicht brüsten. Weil sie aber dieser Geschichte erst den erforderlichen Glanz verleiht, darf sie nicht unerwähnt bleiben. Wir entdeckten an der Tür eine siebenzählige Krone mit einem W darunter. Das Nummernschild trug die Initialen der Niederlande.

Wir ließen uns die Entdeckung listigerweise nicht anmerken und kehrten außerordentlich belanglos zu unserem Motor, mit dem es Effig war, zurück. Einem der beiden Herren sahen eine blickartige Erleuchtung gekommen zu sein. Die Erleuchtung, uns zu helfen. Wir sahen ihn den Motor anfassen. Wir sahen ihn einige Teile klopfen und den Kopf schütteln. Damit war seine Tätigkeit aber nicht beendet. Im Gegenteil. Mit wahrhaft handwerklichem Eifer ergriff er einen Schraubenzieher. Er machte sich an der Benzinpumpe zu schaffen. Anscheinend gelüftete ihn, sie auseinanderzunehmen.

Es muß bemerkt werden, daß die Benzinpumpe einer der edelsten Teile eines Motors ist. Wenige Automobilisten wagen es, sie anzurühren. Aberdies prangte in unserem Prospekt an deutlichster Stelle der Satz, daß es in jedem Falle unzulässig sei, sie zu öffnen.

Der Herr behauptete, sie öffnen zu wollen. Ich wäre jedem dankbar gewesen, der uns half, ihn davon abzubringen. Ich begnügte mich aber, an meinen Freund die Frage zu richten, welches die wahrscheinlichste Folge sein würde. Die wahrscheinlichste Folge, sagte er, wird sein, daß wir mit der Bahn nach Hause fahren.

Der Herr hielt an seiner Absicht fest. Sein Eifer war noch tiefer als der Schweiß, den es ihn kostete, das Werk zu vollenden. Nach einer halben Stunde wußten wir, in wieviel Teile eine Pumpe zerfällt. Die Schrauben eingerechnet, waren es

sechzehn einzelne Stae. Der Herr betrachtete jedes eingehend. Dann schraubte er weiter und zerlegte die Teile in neue Teile. Nun betrachtete er auch sie. Jetzt wäre zu verbuchen, daß er eine Feder zutage förderte von der ungefähren Größe eines Daumen-nagels. Er zog einen Holzstock aus der Tasche und maß die Feder. Sie war in Ordnung. Man sollte nun meinen, damit wäre seine Tätigkeit erledigt gewesen. Aber er förderte aus irgendeinem Winkel eine zweite Feder zutage. Er maß auch sie. Sie war nicht in Ordnung. Er beabsichtigte, sie um einen Millimeter zu verlängern. Wir fragten, weshalb. Er ließ sich durch uns nicht beirren und verlängerte sie. Die Sache wäre zweifellos so ausgegangen, daß wir es ihm verboten hätten. Aber mit Rücksicht auf seine gesellschaftliche Stellung und weil es bei einem Motor, mit dem es Effig ist, keine Rolle spielt, gestatteten wir es ihm.

Wir fanden es im allgemeinen recht beruhigend, als er anfang, die Pumpe wieder zusammenzusetzen. Er setzte die kleinen Teile in die zerlegten größeren Teile. Somit wurden es immer weniger. Er schien sich alles genau gemerkt zu haben. Denn nach geraumer Zeit sahen wir keine Teile mehr herumliegen. Nur noch Schrauben. Ich dachte, er würde nicht für alle Schrauben Verwendung haben. Gewöhnlich bleiben beim Zusammensetzen einer Sache Schrauben übrig. Er verwendete sie alle, wodurch sich unsere Sympathie für ihn wieder steigerte. Ich wollte ihm sogar sagen, wie sehr ich ihn schätze. Da sagte er, wir sollten versuchen zu starten. Anscheinend war er der Meinung, daß es mit dem Motor nicht mehr Effig sei. Man muß nicht glauben, ich hätte schallend gelacht. Optimismus ist etwas zu Seltenes. Man soll ihn pflegen. Ich nahm nur meinen Freund bei Seite und fragte: „Glaubst du, daß er anspricht?“ „Ausgeschlossen“, sagte er. „Aber wir wollen ihm den Gefallen tun.“

Wir taten ihm den Gefallen. Wir starteten. Und wirklich sprang der Motor an. Es wäre zwecklos, unsere Überraschung zu beschreiben. Wir waren wie erschlagen. Wir bedankten uns. Wir machten auch erhebliche Verbeugungen. Und unter der Versicherung, diesen Augenblick so leicht nicht zu vergessen, schwirrten wir davon.

Nun fand wir so weit, um die Wahrheit zu sagen. Am nächsten Tage wollten wir uns von der Tadellosigkeit unseres Motors überzeugen und fuhren mit ihm die Berge empor. In einer Kurve kam uns ein niederländischer Wagen entgegen. Auf dem Polster erblickten wir eine ausführlich verschleierte Dame mittleren Ausmaßes. Was dagegen am Volant saß und eine Libree trug, auf der es von Schnüren wimmelte, war besagter Herr. Der Beifahrer der Königin von Holland.

Die Einladung.

Eine heitere Geschichte von Paul Blü.

Der Komponist Moldenberg war seinen Berufsstollegen als guter Musiker bekannt. Das große Publikum aber wußte noch wenig von seiner Kunst. Heute nun kam er in heller Freude in seine Junggesellenbude und schwang triumphierend eine goldgeränderte Karte.

Die umfangreiche Wirtin sah ihren Zimmerherrn kopfschüttelnd an.

„Denken Sie doch nur, Mamachen: Eine Einladung zum Geheimrat Horstern! — Bedeutet, daß meine Kot jetzt ein Ende hat. Der Geheimrat spricht nämlich das entscheidende Wort bei Neueinstellung von Lehrkräften, und wenn ich bei ihm eingeladen werde, dann habe ich die Anstellung an der Hochschule so gut wie in der Tasche.“

Frau Lehmann neigte den Kopf und sagte sehr respektvoll: „Allerhand Hochachtung! Der Himmel gebe, es wäre wahr.“

„Also jetzt, Mamachen, bringen Sie schnell meine Garderobe in Ordnung!“ Plötzlich stockte er. „Donnerwetter, mein Frack ist ja verseht... Was mach' ich nun?“

Frau Lehmann wurde sehr verlegen, dann bat sie: „Seien Sie nur nicht böse, Herr Kapellmeister! Ihre schwarze Hose... ich dachte, Sie brauchen die Hose nicht... Mein Schwager hat ja so lange geredet; — na, und endlich hab' ich sie ihm vorgehen müssen.“

Fritz lachte. Er war wütend, um so mehr, als er nicht schelten konnte, denn bei Frau Lehmann hatte er Schulden. „Aber machen Sie sich keine Sorgen“, tröstete sie ihn schnell, „drüben auf dem Flur wohnt ein mir bekannter Herr, — ganz Ihre Figur. Vielleicht borgt der für den einen Abend...“ fort war sie.

Zehn Minuten später kam sie schon wieder, lächelte und hob ein schwarzes Beintleid hoch. „Der Schaden ist kuriert. Der Herr braucht sie erst in zehn Tagen.“

Und schon lächelte Fritz wieder, denn die Hose sah tadellos.

Nun den Frack auslösen, also auf die Suche nach Geld! — Aber kein Freund konnte helfen. Die Zeit! Diese furchtbare Zeit!

... einer Kneipe ein Schild: „Klavierpieler verlangt.“ Wie ein Schlag durchzuckte es ihn. Wenn er sich hier ein paar Tage anstellen ließ?

Es war eine Studentenkneipe: Ein feister Wirt, Kellerinnen und das übliche Drum und Dran. Von neun bis Feierabend sollte Moldenberg spielen. Dafür bekam er jeden Abend 5 Mark, Freibier und Abendbrot. Kurz entschlossen sagte er zu. Gerettet! Drei Tage würde er spielen, dann verschwinden.

Alles ging gut. Zuerst hatte er Furcht, Bekannte zu treffen, aber fast nur Studenten, junge Beamte und Kaufleute kamen. Er spielte bekannte Gassenhauer; wenn aber jemand eine Extranummer haben wollte, so spielte er auch die. Als er am ersten Abend seine 5 Mark hatte, kam er sich wie ein Krösus vor. Und am dritten Tage tat er einen Sucher und verschwand.

Nun löste er den Frack aus, wusch die Handschuhe, säuberte die Stiefelkappen, dann eine weiße Batiststrawatte, und — sorglos ging er fort. Um acht war er geladen. Also hatte er noch eine gute Stunde Zeit. Langsam schlenderte er dahin und freute sich seines guten Einfalls.

Plötzlich hielt ihn jemand fest. Ein Student aus jener Kneipe war es. „Ach Kapellmeisterchen, Sie schickt mir der Himmel. Sie müssen mitkommen. Unser Präside feiert Geburtstag, und der Musikus hat uns im Stich gelassen. Sie verdienen 10 Mark und haben alles frei.“

„Ich kann nicht. Ich muß um acht Uhr zu einer Gesellschaft.“

„Aber Mensch, es ist ja erst sieben!“

Schon hatte der Student seinen Arm um Fritz gelegt und hielt ihn fest.

Der Musiker rüttelte und schüttelte, aber der junge Kerl hatte Bärenkräfte. Endlich rief der Studio lustig: „Also ich biete Ihnen zwanzig Mark. Frei kommen Sie nicht mehr. Seien Sie doch gemächlich. Waren doch sonst immer so nett.“

Fritz mußte Fritz lächeln. So rächte sich ein guter Einfall. Warum hatte er diese Komödie gespielt. Der Studio nahm das Lächeln für eine Zusage, zog ihn in ein Auto, und schon rasten sie dahin.

Fritz lächelte wieder. Er tröstete sich. Das Geld konnte er gebrauchen. Schließlich war ja noch eine Stunde Zeit. Also gut! Er würde noch einmal spielen und dann zur rechten Zeit sich drücken.

Mit freudigem Hallo wurden sie empfangen. Zwar staunten alle, daß Fritz in großer Gala antrat. Aber nach wenigen Minuten war alles wieder wie ehedem, und Fritz spielte mit Bravour, was verlangt wurde. Doch die Zeit verging. Fritz sah wie auf Kohlen und wußte nicht, wie er entkommen sollte. Und da geschah noch etwas Unerwartetes.

Plötzlich sagte der junge Herr: „Die Karte gehört Ihnen doch wohl? Ich fand sie neben Ihrem Paletot.“

Stotternd gab Fritz zu. Der Jüngling fragte heiter: „Ja, wenn Sie dort eingeladen sind, weshalb gehen Sie denn nicht hin?“

Da sah Fritz Mut. „Gewiß gehe ich hin, und zwar sofort.“

„Ne, also, dann können wir ja gleich zusammen gehen. Ich will nämlich auch dahin.“

Fritz starrte ihn an.

„Denn ich bin der Sohn vom Geheimrat Horstern.“

Fritz erblickte Fritz und wußte nichts mehr zu sagen. Der andere aber nahm ihn beim Arm und sagte leise: „Kommen Sie nur, ich drücke mich auch englisch.“

Schnell waren sie durch die Hintertür hinaus. Nun in ein Auto und dann los. Unterwegs begann Fritz zu beichten und bat, ihn nicht zu verraten.

Der Jüngling aber sagte lächelnd: „Sie können vollkommen beruhigt sein. Ich habe sogar großen Respekt vor Ihnen, Herr Moldenberg.“

Sie trafen mit nur wenig Verspätung ein. Fritz wurde durch den Sohn dem alten Herrn zugeführt, und der hieß ihn herzlich willkommen. Und als Fritz noch immer verlegen war, sagte der Geheimrat mit gutem Lächeln: „Ich weiß nämlich schon alles. Mein Sohn hat Sie gleich am ersten Abend in der Kneipe erkannt und es mir berichtet; ich konnte mir auch ungefähr denken, daß alles nur so eine Art Nothilfe war. Aber lassen wir das jetzt, Herr Moldenberg! Kommen Sie, gehen wir zu Tisch!“

Da atmete Fritz auf.

Selten hat er sich so gut unterhalten, selten so gut und mit solchem Behagen gegessen und getrunken. Und als das Festessen zu Ende war und der Hausherr Fritz sehr ver-

... hehungsvoll die Hand schüttelte, da fühlte dieser, daß sein Glück gemacht war.

Unten aber, vor dem Tore, erwartete ihn der junge Sohn des Hauses. „Nun geben Sie mir den Arm, und jetzt gehen wir zur Kneipe zurück. Natürlich sind Sie jetzt Gast unserer Verbindung.“

Und so wurde es eine Nacht, wie sie der Musiker so frühlich und gemächlich noch nie erlebt hatte. Acht Tage später hatte er seine Anstellung.

Die Sehnsucht und die Tat.

Ein Märchen von Arpad Sebes.

Der Mensch hatte zwei Kinder: die Sehnsucht und die Tat. Sie waren Zwillinge.

Als sie herangewachsen waren, zogen sie auf die Wandererschaft aus.

Ihr Weg führte über die Landstraße des Lebens.

Sie strebten auf ein gemeinsames Ziel zu.

Die Sehnsucht war verträumt, die Tat energisch.

Noch niemals hatte es zwei Wesen gegeben, die so von ein und derselben Absicht beseelt waren.

Und noch niemals zwei so ganz verschiedene Naturelle.

Die Sehnsucht war Idealistin.

Die Tat Realistin.

Was die Sehnsucht erblickte, wovon sie träumte und was sie sich erhoffte, das wollte die Tat erreichen, zustande bringen, verwirklichen.

Es gelang nicht.

Darob war die Sehnsucht unglücklich. Die Tat verbittert.

Die Sehnsucht hungerte und träumte von einem süßigen Mahl.

Die Tat brachte ihr ein Stück Kleienbrot.

Die Sehnsucht war verliebt.

Die Tat brachte ihr den Gegenstand ihrer Liebe. Damit tötete sie aber die Liebe.

Die Sehnsucht schwang sich auf den Gipfel der Berge empor.

Die Tat flehte: „Bleib unten im Tal. Ich kann dir ja nicht folgen.“

Die Sehnsucht lachte und stieg immer höher hinauf. Für sie war es ein Kinderspiel, denn sie war leichtbeschwingt. Da sie aber auch leichtsinnig war, stürzte sie in die Tiefe und zerschlug sich die Glieder.

Nur schwer gelang es der Tat, sie wieder zu heilen.

Kaum war aber die Sehnsucht wieder hergestellt, machte sie sich erneut auf den Weg. Sie fuhr aufs Meer hinaus.

In einem trägen Kahn folgte ihr die Tat.

Ein Sturm brach los und trennte die Beiden.

Sie suchten einander ein ganzes Leben hindurch.

Die Sehnsucht war unglücklich, die Tat verbittert.

Die Sehnsucht, stark gealtert, erwünschte sich nur mehr den Tod.

Und siehe, als sie einsam und verlassen in den letzten Zügen lag, tauchte an ihrem Krankenlager ihre Schwester, die Tat, auf.

„Ich habe immer nur Gutes gewollt,“ sagte schluchzend die Sehnsucht.

„Ich habe immer Böses getan,“ erwiderte düster die Tat.

„Ich lebte nur für alles Schöne,“ seufzte die Sehnsucht.

„Ich habe Häßliches vollbracht,“ entgegnete die Tat gesenkten Hauptes.

„Wozu haben wir gelebt?“

„Um unseren Vater zu betrüben.“

Als die Sehnsucht verschied, starb auch die Tat.

Das Leichenbestattungsunternehmen „Vergänglichkeit“ begrub sie in ein gemeinsames Grab.

Ihre Grabinschrift lautete:

„Hier ruhet unter frischer Saat

Die Sehnsucht nach rastloser Müß.

Wollte ihr fern auch im Leben die Tat, —

Bereint nun der Grabhügel sie.“

Ihr Vater, der Mensch, wurde beim Vernehmen der Todesnachricht vor Schmerz zu Stein. Und das war gut.

Denn so konnte man ihn als ewigen Gedenkstein auf das Grab seiner beiden Kinder setzen.

(Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Ungarischen von Maurus Mezei.)